

LEOPOLD ZATOČIL

EIN VERGESSENES KAPITEL AUS DER GESCHICHTE
DER TSCHECHISCHEN GERMANISTIK

Im Jahre 1906 erschien in den Sitzungsberichten der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung von dem damaligen Privatdozenten Dr. Jan Krejčí unter dem Titel: Über die mittelhochdeutsche Schriftsprache. Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Philologie.¹ Diese Schrift hatte dem Verfasser nichts als Ärger und Enttäuschung eingebracht.² Von deutscher Seite hat man ihr überhaupt keine Beachtung geschenkt, weil sie tschechisch niedergeschrieben war;³ den damaligen tschechischen Germanisten V. E. Mourek, Arnošt Kraus, Josef Janko und dem jungen Ant. Beer⁴ kam sie höchst ungelegen: hatte doch ihr Verfasser den Mut aufgebracht, den führenden und in aller Welt anerkannten germanistischen Größen wie O. Behaghel, K. Zwierzina, C. v. Kraus, G. Roethe u. a. zu widersprechen und ihre neuen umstossenden Lehren in scharfen Worten anzugreifen. Er leugnet die Existenz einer mittelhochdeutschen Schriftsprache und ist der Ansicht, daß man nur von einer unbewussten, instinktiven Tendenz zur allmählichen Bildung einer allfälligen Schriftsprache sprechen könne. Dies war der hauptsächlichste Grund, warum man sich von Krejčís Arbeit abwandte und sie keiner eingehenden Besprechung würdigte.

Man muss Krejčís Abhandlung sowohl auf ihr methodisches Vorgehen als auch auf ihre Ergebnisse prüfen, einzelne Tatsachen herausgreifen und diese mit dem damaligen Stand der Forschung und in erster Linie mit den überraschenden, aber auch wahrhaft beglückenden Ergebnissen vergleichen, deren sich die heutige deutsche Wissenschaft mit berechtigtem Stolz rühmen darf.

Ich sehe ab von Krejčís Verwechslung der beiden wichtigen Begriffe Schriftsprache und Dichtersprache. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß wir heute viel klarer sehen und unter dem Begriff Mittelhochdeutsche Dichtersprache eine über den Mundarten stehende Sprachform verstehen, an deren Existenz heute kein Mensch zweifelt. Auch will ich nicht dem Gang der Untersuchung Schritt für Schritt folgen und Krejčís Stellungnahme in dieser Frage von Grimm und Lachmann bis auf S. Singer näher beleuchten und klarlegen. Das wäre ein zweckloses Beginnen. Was ich erstrebe, ist klar und eindeutig: ich will darlegen, daß Krejčís Kritik an dem grundlegenden Buche von Carl von Kraus, Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache, Halle a. S. 1899, und weiterhin auch an der Abhandlung Gustav Roethes, Die Reimvorreden des Sachsebspiegels, Berlin 1899,⁵ gerade im Lichte der neuesten Forschungsergebnisse berechtigt war und aus diesem Grunde keineswegs verdient vergessen zu werden.

Krejčí unterzog das Buch von Kraus einer gründlichen Analyse und kommt zu dem Schluss, daß sich gerade vom methodologischen Standpunkte die „Unwissenschaftlichkeit“ der Methode, wie sie Kraus übt, ohne weiteres erweisen läßt. Es sind nicht immer gewählte Ausdrücke, deren sich Krejčí bedient; hier hätte er vorsichtiger sein sollen, uns Heutigen kann dieses selbstbewußte Auftreten nicht imponieren. Einzelnes aber sei herausgegriffen. „Auf keine Weise beweist Kraus — und er kann es auch nicht beweisen — daß Veldeke die Form *mere* geläufiger war als *se*; mit gleichem Rechte könnte man das Gegenteil behaupten. Es ist daher nicht notwendig, die betreffenden Stellen zu ändern.“ Man vgl. dazu die Bemerkungen von Th. Frings und G. Schieb⁶ in der sich mit Kraus auseinandersetzenden Arbeit Heinrich von Veldeke zwischen Schelde und Rhein, Halle a. S. 1949, S. 128: „Besserungen von *se* zu *mere*, die Kraus vorschlägt, können nicht gelten. . . Veldeke folgt limb.-kölnischem Brauche; Rücksicht auf das Hochdeutsche kommt nicht in Betracht.“ — Krejčí S. 76: „Ohne Bedeutung ist ferner, was Kraus hinsichtlich der Reime auf *-us* behauptet. . .“ Krejčí hebt den Satz von Kraus hervor, daß Veldeke im Laufe seiner Arbeit irgendwie Kunde erhalten haben müsse, daß die hochdeutschen Dichter diese Namen auf kurzes, nicht auf langes *-us* zu reinem pfliegten (vgl. Kraus S. 77). Dazu bemerkt Krejčí: „Diese Behauptung ist so gezwungen und grundlos, daß sie Verwunderung hervorruft usw.“ Vgl. dazu Frings — Schieb a. a. O. 122: „Veldeke nahm nicht Rücksicht auf die Reimart hochdeutscher Denkmäler, sondern schulte sich an früher rheinischer Dichtung, vor allem dem Strassburger Alexander.“ — Krejčí S. 77: „Weiter kann man kaum annehmen und anerkennen, was Kraus über die Formen *sun* und *tuon* angibt.“ Krejčí beruft sich auf das Vorkommen von *son* und *sun* bei Herbort von Fritzlar, der sich nach Meister Veldeke, seinem Vorbild, in manchen Punkten gerichtet hatte, und führt eine stattliche Anzahl von Belegen an. Krejčí argumentiert so: die vielen Belege auf *son* und *sun* bei Herbort deuten darauf hin, daß ihm beide Formen geläufig waren: er hätte sicher zwischen diesen Formen unterschieden, wenn er dazu bei Veldeke einen Grund vorgefunden hätte. Man sieht, Krejčís Zweifel sind angebracht, aber die Mittel, die er gegen Kraus anführt, vermögen nicht hier Klarheit zu schaffen. Über den richtigen Sachverhalt vgl. Frings-Schieb S. 122 f. Was die reduplicierenden Präterita des Typus *hielt, gienc* anbetrißt, meint Krejčí, daß Veldeke *ie* und *i* nicht streng auseinander gehalten hatte, wie Kraus annimmt, und daß deshalb die Reime *jongelinc : dinc : vienc : gienc* von ihm selbst stammen können. Dagegen haben Frings — Schieb dargetan, daß für Veldeke *ginc, vnc, hinc*, hlt mit limburgischer Länge anzusetzen sind. „Die Kürzungen stehen auf der Seite des Altsächsischen, Angelsächsischen, Altnordischen, sind also küsteningwäonisch. In Limburg, auf der Seite des Fränkisch-Deutschen, wären sie unerhört“ (vgl. a. a. O. 130). Ergänzend greift Krejčí wiederum auf Herbort zurück und erhärtet seine Meinung durch zahlreiche Belegstellen. Das Adv. *saen* hatte Krejčí besonders in sein Herz geschlossen, denn sonst hätte er ihm nicht soviel hingebende Aufmerksamkeit gewidmet. Schon bei der Analyse von Zwierzinas Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs findet er, daß alles das, was Zwierzina aus dem Verhältnis von *sâ : sân* deduziert, ganz und gar unrichtig und unzulässig ist (vgl. S. 60). Aus dem Umstand, daß der von Wolfram beeinflusste Wirnt siebenmal *sâ* verwendet, nachdem er

sich schon für *sân* entschlossen hat, glaubt er schließen zu dürfen, daß Zwierzinas Behauptung von dem Einfluß Wolframs auf Wirnt jeglicher Begründung entbehrt. Daraufhin untersucht er eine Reihe von mittelhochdeutschen Denkmälern (Alexandreis von Ulrich von Eschenbach, Lanzelet von Ulrich von Zazikhoven, Lohengrin, Moriz von Craon, Herzog Ernst) und findet überall die Verwendung von *sân* neben *sâ*. Kraus verläßt sich auf Zwierzinas Ergebnisse, wenn er in Bezug auf Veldeke erklärt: „Aber *sân* war eben zu Veldekes Zeit in hd. Dichtungen noch nicht zugelassen: das wurde es erst durch den Parzival (s. Zwierzina a. a. O. S. 445).“ Um diesen Satz von Kraus zu widerlegen, den er genau so für absurd hält wie Zwierzinas Beweisführung, führt Krejčí abermals seinen Gewährsmann an, nämlich Herbort, bei dem er *sân* sowohl im Versinnern als auch im Reime findet. Daraus schließt er: „Entweder waren die Reime mit *sân* nicht spezifisch niederdeutsch, oder aber waren sie im Hochdeutschen lange vor Wolfram zulässig. Einen anderen Ausweg aus einem solchen Stand der Dinge gibt es nicht.“ — Das alles muß, wie wir sehen, richtiggestellt werden. Frings—Schieb handeln sehr ausführlich über *saen*, u. a. ist zu lesen: „Auch im Innern der Eneide würden wir kein *san* erwägen; *san* oder *sa* gehören in die mitteldeutschen oder oberdeutschen Handschriften. Auf der andern Seite stimmt Veldekes Maßhalten nicht zu den älteren, wohl aber zu den jüngeren Rheinlandern.“ Und weiter über Zwierzina: „Der Nachweis Zwierzinas, daß *san* Wolframs mundartliche Wortform war, die er mit Rücksicht auf die Süddeutschen bewußt und absichtlich mied, ist unantastbar“ (a. a. O. S. 50 u. 52). Weil wir bei Herbort *sal* und *sol* antreffen, sollen nach Krejčís Vermutung Veldeke beide Formen geläufig gewesen sein. Was wir von allem dem zu halten haben, ist von Frings—Schieb a. a. O. S. 72 ausgesprochen worden. „Nichts läßt sich aus dem Prät. *sochte* folgern, das im Servatius nur zweimal vorkommt, in der Eneide immer auf *ruochte* reimt... der phonetische Unterschied war eben nicht groß“ (Krejčí a. a. O. S. 80). Dazu Frings—Schieb a. a. O. S. 79: „Die drei Servatiusfälle... stehen an unechten Stellen“ und anderswo: „Alle drei Reime sind Veldeke abzusprechen. Es entfallen also die Beweise für *sochte* ‚suchte‘ mit Kürze für Veldeke.“ Zum Reim *sochte*: *ruochte* vgl. die erstgenannte Stelle: „suchte und *ruchte* haben im Limburgischen Länge aus altem Diphthong gewahrt, daher können sie bei Veldeke nur aufeinander reimen.“ — Krejčí a. a. O. S. 80: „Es hat keine Bedeutung ferner, daß das Prät. *wiste* bei ihm nicht belegt ist: denn nicht einmal die hochdeutschen Formen *wisse*, *wesse*, *weste* sind bei ihm belegt, während im Versinnern das Prät. sehr oft vorkommt.“ Vgl. Frings—Schieb a. a. O. S. 105: „Die Enthaltbarkeit Veldekes ist in der Tat erstaunlich... Veldeke mag neben *wiste* noch das alte *weste* gekannt oder gar gebraucht haben und geht nun, wie wir schon mehrmals sahen, Unsicherheiten der Lautgestalt im Reim aus dem Wege; daher kein Reimbeleg.“ — Krejčí a. a. O. S. 70: „Absurd wie anderswo ist auch bei *sint* die Behauptung, der Dichter hätte inzwischen Kunde erhalten, daß diese Form in vielen Gebieten des Hochdeutschen als veraltet galt, weshalb er sie im Reime vermeidet; im Hinblick auf ähnliche Fälle ist dies undenkbar, wenn wir in Betracht ziehen, daß sowohl in der Legende wie in der Eneide *sint* ungemein oft anzutreffen ist.“ Dazu wieder Frings—Schieb a. a. O. S. 77f., die uns mit Rat und Tat an die Hand gehen: „Stimmt Veldeke in der Seltenheit und im Schwinden des Adverbs im Reim zu den Rheinlandern, so auch

umgekehrt in der bleibenden Verwendung von Adverb und Konjunktion im Innern... Die gemeinsame Seltenheit im Reim ist also rein stilistische Eigenheit der nordwestlichen Gruppe, ohne Rücksicht auf das Hochdeutsche.“

Und nun geht Krejčí auf die Bemerkungen von C. von Kraus (Kraus S. 172) über Roethes Arbeit ein. Krejčí S. 81: „Kraus beruft sich auf diese Arbeit im Hinblick auf dieselbe Tendenz und Methode und hauptsächlich im Hinblick auf ihr Ergebnis. Was nämlich Kraus für Veldeke zu erweisen getrachtet hatte, das erweist Roethe für die gesamten niederdeutschen Dichter des 13. Jhts. von Wernher von Elmendorf und Albrecht von Halberstadt angefangen bis hinauf zu Koneman: daß sie nämlich alle die Einwirkung der mittelhochdeutschen Schriftsprache erfahren haben. Es ist daher notwendig zu untersuchen, inwieweit Kraus dies tun darf und inwieweit Roethes Arbeit selbst dazu die Berechtigung gibt.“ Krejčí folgt Schritt für Schritt Roethes Gedankengang und hebt zuerst wörtlich (in tschechischer Sprache) die allerwichtigsten Momente hervor. Ich halte mich eng an Krejčí, wobei ich mich bei der Übersetzung ins Deutsche auf Roethes Wortlaut stütze. „Für ihn ist es unwahrscheinlich, daß Reppichaus niederdeutsche Mundart schon zu Eikes Tagen von hochdeutschen Einflüssen ernstlich berührt war: so schnell kann die junge Überlegenheit des obern Deutschlands in die breiteren Schichten des Volkslebens unmöglich gewirkt haben; erst zu Ende des 13. Jahrhunderts oder noch später erstarkte Mitteldeutschland so, daß es den selbst empfangenen geistigen Impuls nun aus eigener Kraft auch über das rein literarische Gebiet hinaus fortzupflanzen vermochte“ (Krejčí 81, Roethe, Die Reimvorreden des Sachsenspiegels, S. 22). „Roethe ist überzeugt, daß die Grenze zwischen dem Hochdeutsch mit niederdeutschen Heimatspuren und dem Niederdeutsch mit nachwirkenden hochdeutschen Traditionen nicht immer mit Sicherheit gezogen werden kann (Krejčí 81, Roethe 32). Bei den niederdeutschen Dichtern darf man ein derartig klares, wissenschaftliches Bewußtsein über Schriftsprache und Mundart, über Hoch- und Niederdeutsch nicht erwarten (Krejčí 81, Roethe 33). Und jetzt wird von Krejčí die Stelle: „Die von Philologen... kleiden“ wörtlich, und zwar deutsch, angeführt (Roethe 33). Und so oder ähnlich geht es bei Krejčí in einem fort. Schließlich lesen wir: „Und so schränkt Roethe sein eigenes Resultat ein: er bildet sich nicht ein, erwiesen zu haben, daß Eike hochdeutsch schrieb, sondern nur, daß er nicht in unbefangnem Niederdeutsch sich bewegt (Roethe 102, Krejčí 82). Er fährt fort: „Das alles sind Ansichten bzw. Tatsachen, die nicht danach aussehen, daß sich Kraus auf sie im Hinblick auf seine eigene Tendenz und Methode unbedingt berufen könnte. Roethe proklamiert sehr zurückhaltend den begründeten Satz *ultra posse nemo tenetur* oder *non liquet* dort, wo Kraus generalisiert oder gewaltsam kombiniert; Roethe ist nicht gezwungen, zu solchen Widersprüchen zu greifen, wie wir sie bei Kraus feststellen konnten usw. Aber prüfen wir einmal nach, ob sich Kraus auf Roethe überhaupt berufen kann. Roethe geht von der Frage aus, die immer wieder bei allen dichterischen Erzeugnissen der mittelniederdeutschen Zeit bis zum Jahre 1300 gestellt wird, ob diese nämlich ursprünglich niederdeutsch oder hochdeutsch geschrieben sind.“ Krejčí führt die Angaben Roethes (S. 33) über die hochdeutschen Handschriften der mittelniederdeutschen Dichter fast wörtlich an und fährt fort: „Diese Erscheinung trachtete Leitzmann in seinen Unter-

suchungen über Berthold von Holle auf die Weise zu erklären, daß er überall dort, wo in den Handschriften ein Mischdialekt wahrzunehmen ist, bis auf einzelne Fälle mitteldeutsche Schreiber am Werke sieht.“ Der gegen Leitzmann gerichtete Satz: „Gegen seine radikale Missachtung der Überlieferung sträubt sich mein Tatsachensinn“ (Roethe 34) wird zum Ausgangspunkt von Krejčís Kritik. Ich lasse ihn selbst sprechen: „Roethe legt, wie gesagt, Gewicht auf seinen Tatsachensinn. Auf was für Tatsachen stützt er sich denn da? Auf keine einzige! Denn der Umstand, daß der weitaus größere Teil der mnd. Dichtung hochdeutsch erhalten ist, ist keine Tatsache im strengen Sinne des Wortes, sondern nur eine Erscheinung, die vorerst der Untersuchung und Klärung bedarf. . . Es ist durch nichts erwiesen und festgestellt, daß in jener Zeit besonders hochdeutsche Schreiber im Dienste der mnd. Literatur beschäftigt gewesen waren, durch nichts ist erwiesen, daß das nd. Publikum gerne und leicht hochdeutsch gelesen hatte, nichts berechtigt uns daher zu der Annahme, man könne daraus auf hochdeutsch dichtende Poeten schliessen. Und wenn dies auch der Fall wäre: wie will denn Roethe den Widerspruch beseitigen, in den er gerät, wenn er einmal behauptet, daß es doch fast gelehrter Kenntnisse zwecks Unterscheidung der beiden Mundarten bedurfte, jetzt aber dies für das gesamte Publikum für leicht und mühelos hält? Wie stellt er sich die Sache vor? Wohl so, wie es ihm für seine Theorie passt, die er als Tatsache hinstellt.“ Krejčí gibt Leitzmann vollständig recht, „und dies umso eher, als sich seine Ansicht dem Standpunkt nähert, den wir selber gegenüber Zwierzinas Beweis vertreten haben.“ Roethes Satz: „Jedenfalls: im 13. Jht. lediglich hochdeutsche Dichtung auf niederdeutschem Boden“ und seine weiteren Ausführungen bis zu seiner Feststellung und Angabe über den Siegeszug der hochdeutschen Schriftsprache im 16. Jht. wird gründlich kommentiert. Daran knüpft Krejčí (S. 89) folgende Kritik: „Welch ein überraschendes und schönes Ergebnis! Fast spielend werden hier zwei so schwere und gewichtige Fragen auf einmal gelöst: nicht nur die Frage nach der Existenz einer mittelhochdeutschen, sondern auch die nach der Existenz einer mittelniederdeutschen Schriftsprache. . . Und doch ist das alles nur ein theoretisches Ergebnis, weil es auf bloßer Theorie aufgebaut ist. . . In keinem einzigen Falle ist es Roethe gelungen, zu erweisen, daß der Verdacht hochdeutscher Abfassung bei niederdeutschen Dichtern begründet und berechtigt wäre. Die sprachlichen Tatsachen sind nun von der Art, daß alles Positive dem Negativen die Waage hält und daß sie mit dem gleichen Recht auch eine gegenteilige Deutung zulassen. Das was er über das Verhältnis der mittelhochdeutschen Schriftsprache zur niederdeutschen anführt, bedeutet nichts anderes als eine unaufhörliche Entwicklung der Sprache, besser gesagt, ihre Unbeständigkeit, von der am besten der Umstand zeugt, daß nicht einmal im 14. und 15. Jht. die ersehnte Einheit erreicht wurde. Diese Unbeständigkeit läßt sich nur auf die Weise erklären, wie wir es bei Behaghel angeführt haben: die enge Nachbarschaft lebender Sprachen hatte eine gegenseitige Durchdringung dialektischer Elemente zur Folge. Diese gegenseitige Durchdringung ist ein ganz natürlicher Vorgang in der Entwicklung einer Sprache. . . Es ist höchst unnatürlich behaupten zu wollen, daß so weitreichende Änderungen in der Sprache innerhalb einer so kurzen Zeit hätten geschehen können; einen derartigen Salto mortale läßt die natürliche Entwicklung der Sprache nicht zu.“ Es sind, wie man sieht, Einwendungen allge-

meiner Art, die hier gegen Roethe vorgebracht werden. Sie zeugen von einem gesunden philologischen Verständnis für sprachliche Entwicklungen und mit einigen von ihnen werden wir uns immer einverstanden erklären. Freilich reichten sie damals nicht aus, es mangelte an konkreten Beweisen, mag auch Krejčí mit seiner Kritik recht gehabt haben. Und diese konkreten, überzeugenden Beweise brachte ein anderer Forscher.

Gegen Roethe wandten sich — freilich nicht entschlossen genug — Friedrich Panzer⁷ und Johannes Franck⁸ in ihren Besprechungen des Roetheschen Buches. Eine endgültige Widerlegung aber hat Roethes berühmte Abhandlung erst durch Karl Bischoff⁹ erfahren. In einer wissenschaftlich äusserst wertvollen, methodisch musterhaften und auf breiter historischer Grundlage aufgebauten Abhandlung: Zur Sprache des Sachsenspiegels von Eike von Repgow weist Bischoff in klarer und überzeugender Weise nach, daß die Ausführungen Roethes über den Wortschatz des Sachsenspiegels der Überprüfung nicht standhalten. „Das dütisch, in das Eike sein Buch nach *grevan Hoyers bete* wandte, war die niederdeutsche Rechtssprache seiner Heimat, der der große Meister seinen Stempel aufdrückte. Am Anfang der mittelniederdeutschen Literatur steht Eike von Repgow.“

Der Aufsatz von C. v. Kraus: Die ursprüngliche Sprachform von Veldekes Eneide,¹⁰ erschienen in der Kelle-Festschrift, ist als Nachtrag zu seinem Buche zu betrachten. Man vgl. S. 224: „Die Eneide dagegen möge man uns in deutscher Sprachform schenken: auf diese führen alle Handschriften, so hat sie auf Hartmann, Wolfram und Gottfried gewirkt, und so hat sie, wenn meine Darlegungen richtig sind, Heinrich von Veldeke einst abgefaßt.“ Nun haben dagegen wiederum Frings- Schieb in ihrer Weise Einspruch erhoben: „Eine deutsche Urfassung der Eneide läßt sich somit nicht erschließen.“¹¹

Es war nicht meine Absicht, im Zusammenhang mit Krejčís Abhandlung sämtliche darin berührten Probleme aufzurollen und sie bis ins einzelste zu besprechen. Ich habe es bloß für meine Pflicht angesehen, zu zeigen, daß Krejčí seinerzeit mit seiner Kritik recht hatte: das, was er auszusetzen hatte, wurde viele Jahre später auch von anderen ausgesetzt und gerügt. Aber was er zu sagen hatte, reichte nicht aus: nach dem damaligen Stand der Forschung konnte es freilich nicht anders sein, da ihm die Arbeitsgeräte fehlten und er die Mittel und Wege nicht kannte, die in das unwegsame Gelände führten. Man vgl. z. B. die folgenden Ausführungen von Theodor Frings: „Die Veldekeforschung ist ein Weg der Mühe, der Irrtümer, der Fehlentscheidungen.“¹² „Es lohnt sich schon, an ihre Wiederentdeckung (der Sprache Veldekes nämlich) die Arbeit eines Lebens zu setzen.“¹³ „Mit Statistik jedoch, zudem nach einer ungeprüften Handschrift oder nach unzulänglichen Ausgaben, ist da nicht weiter zu kommen, vielmehr sind zunächst einmal die überlieferten Sprachstücke aller Art auf ihre Geschichte und ihren Wert zu prüfen, Reim, Wort, Formel und Fügung.“ „Die sprachgeographische Arbeit einer Generation hat das sprachliche Denken und Beobachten so geschärft, daß nun auch literarische Sprache früherer Zeiten anders und besser verstanden werden kann.“¹⁴

Krejčís kühner Vorstoß fand seinerzeit keinen Beifall. Er soll jedoch gerade in unseren Tagen, wo wir aus Leipzig eine neue Ausgabe von Veldekes Werken erwarten, nicht versunken und vergessen bleiben.

ANMERKUNGEN

¹ Dr. J. Krejčí, O středohornoněmecké mluvě spisovné. Kapitola z dějin německé filologie. Věstník Král. české spol. nauk, tř. fil.-hist.-jazykozpytná, r. 1906, č. IX, 100 S. — Jan Krejčí wurde am 15. Dezember 1868 in Nový Bydžov geboren. Er studierte in Prag und in Leipzig Germanistik und klassische Philologie. 1898 habilitierte er sich für deutsche Literaturgeschichte auf Grund einer Schrift über Uhlands skandinavische Studien, 1919 wurde er Ordinarius an der phil. Fakultät in Brno und starb am 13. Jänner 1942. — ² So schrieb der bekannte Literaturhistoriker Arne Novák in den beiden Auflagen seiner Literaturgeschichte (Přehledné dějiny české literatury): Der Exkurs von Jan Krejčí in die Grammatik ist wissenschaftlich misslungen. — ³ So führt O. Behaghel in seiner Geschichte der deutschen Sprache, 5. Aufl., Berlin u. Leipzig 1928, auf S. 197 bei der Angabe von Krejčís Schrift in Klammern an: „tschechisch; mir unbekannt geblieben.“ — ⁴ Am Vorabend von Krejčís 60. Geburtstag sagte Prof. Ant. Beer bei einer von der phil. Fakultät veranstalteten Feier u. a.: „Es macht nichts aus, daß ich nicht dieselbe Ansicht teile, zu der Krejčí in seiner scharfen Polemik gegen Roethe und C. von Kraus — meine beiden Lehrer — gelangt ist. Aber ich gebe gern zu, daß uns, was die Geschichte des Problems anbelangt, keine bessere und vollständigere Übersicht zu Gebote steht.“ — ⁵ Gustav Roethe, Die Reimvorreden des Sachsenspiegels (= Abh. d. Kg. Ges. d. Wiss. z. Göttingen. Phil.-hist. Kl. N. F. II. 8). Berlin 1899. — ⁶ Die Veldekestudien von Theodor Frings und Gabriele Schieb sind erschienen in den Beiträgen zur Gesch. d. deutschen Sprache u. Literatur 68 ff. Ausserdem vgl. noch: Drei Veldekestudien, Abh. d. d. Ak. d. Wiss. zu Berlin, Phil.-hist. Kl. 1948, Nr. 7. — Th. Frings, Das Fremdwort bei Heinrich von Veldeke. Sonderdruck aus Miscellanea Academica Berolinensia. Ak.-Verlag, Berlin 1950. — Vgl. auch den zusammenfassenden Aufsatz von Gabriele Schieb Heinrich von Veldeke (Germ.-rom. Monatschrift, N. F. Band II, Heft 3, 161 ff.) — Eine Besprechung der oben angeführten Drei Veldekestudien habe ich im Sborník prací filosofické fakulty veröffentlichen. Den beiden Leipziger Forschern danke ich an dieser Stelle herzlichst für ihre liebewürdige Zusendung einiger Abhandlungen. — ⁷ Literaturblatt für germ. u. rom. Phil. 22, 1901, 366 f. — ⁸ Anzeiger für Deutsches Altertum 26, 1900, 117 ff. — ⁹ Karl Bischoff, Zur Sprache des Sachsenspiegels von Eike von Repgow, erschienen in der Zeitschrift für Mundartforschung 19, 1943/44, 1—80. — ¹⁰ Carl von Kraus, Die ursprüngliche Sprachform von Veldekes Eneide, erschienen in: Untersuchungen und Quellen zur germanischen und romanischen Philologie. Johann von Kelle dargebracht von seinen Kollegen und Schülern. I. Teil. (Prager Deutsche Studien 8, Prag 1908), S. 211—224. — ¹¹ Vgl. Beiträge 71, 1949, S. 216. — ¹² Drei Veldekestudien, S. 6. — ¹³ A. a. O., S. 22. — ¹⁴ Vgl. Beiträge 71, 1949, S. 1.

ЗАБЫТАЯ ГЛАВА ИЗ ИСТОРИИ ЧЕШСКОЙ ГЕРМАНИСТИКИ

В 1906 г. Ян Крейчи (1868—1942), профессор немецкой литературы философского факультета в Брно (с 1920 г.) издал работу: О средневерхненемецком литературном языке (Věstník Kr. č. spol. nauk, tř. hist.-fil. 1906, č. IX, stran 101), в которой он отрицает существование средневерхненемецкого литературного языка. По мнению Крейчи „существовала тенденция притти к единому литературному языку“. Автор настоящей статьи, главным образом и прежде всего, рассматривает критические выводы Крейчи, направленные помимо всего прочего против метода и взглядов К. фон Краузе (Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache, 1899) и Г. Пера (Die Reimvorreden des Sachsenspiegels 1899).

Обе упомянутые книги вызвали в свое время сенсацию: в них доказывалось, что поэт Генрих фон Вельдеке (около 1180 г.) и юрист Эйке фон Репгов (около 1180—1233 гг.), сознательно и преднамеренно, как об этом можно судить по языковым данным, имели в виду и обращались к верхненемецкому читателю. Они будто бы явно избегали всех отличительных черт лимбургского, точнее нижненемецкого диалекта, непонятного верхненемецкому читателю. Утверждения и доказательства обоих известных ученых нашли впоследствии всеобщее признание, считались неоспоримыми до последнего времени, и только Крейчи не признавал их авторитета. Указывая на шаткость их аргументации, ссылаясь на обычай и практику современных поэтов, Крейчи решительно отвергал их новое учение. Работа, написанная на чешском языке, прошла незамеченной не только

в немецкой филологии — представители чешской германистики также не сочли нужным обратить на нее нужное внимание; вызывало неудовольствие то обстоятельство, что чешский германист, малоизвестный за пределами своей родины, отважился напасть на двух выдающихся ученых, задававших тон. Впоследствии часто повторяли, что „экскурсия Яна Крейчи в средневерхненемецкий язык окончилась неудачей“. Так и покончили с этим вопросом.

В настоящее время эти проблемы привлекли к себе внимание трех ученых из ГДР. Известный германист нашего времени, лейпцигский профессор и президент Саксонской Академии наук Теодор Фрингс и его сотрудница Габриела Шиб, начали всесторонне изучать язык и поэтический стиль Вельдеке. Исходя из содержательной книги Крауза и разбирая один за другим его аргументы (см. примечания об их многочисленных и обширных исследованиях) являются они неоспоримыми и убедительными доказательствами того, что языковый материал в связи с остальными памятниками этой эпохи, вовсе не подтверждает, что будто бы Вельдеке в своих произведениях обращался именно к верхненемеckому читателю, имея в виду его язык.

Германист Карл Бишоф, профессор университета в Галле, на основании языкового анализа, главным образом словарного запаса Эйке фон Ропгова, также отверг в общем и целом утверждения Рета. Таким образом становится очевидным, что даже если Крейчи, по своему методу и путем своих языковых доказательств — по тогдашнему состоянию методов исследования — не мог добиться окончательного разрешения вопроса, то его критика, неудовлетворенность и в особенности „резкая полемика с Ретом и Краузе“ (как выразился проф. Ант. Бэр на торжественном собрании философского факультета в Брно, посвященному 60-летию со дня рождения проф. Яна Крейчи 14 декабря 1928 г.) были вполне обоснованными. К чести чешской германистики надо сказать, что эта несправедливо забытая и оставленная без внимания работа, хотя бы лишь косвенно, — никто из немецких ученых не знал и не читал работу Крейчи — была после стольких лет реабилитирована.

Задача этой статьи — подчеркнуть значение работы Крейчи в истории чешской германистики. В заключение автор считает своим долгом поблагодарить ученых ГДР за предоставленные малоизвестные пособия.

ZAPOMENUTÁ KAPITOLA Z DĚJIN ĀESKÉ GERMANISTIKY

R. 1906 vydal Jan Krejčí (1868—1942), od r. 1920 profesor německé literatury na filozofické fakultě v Brně, spis: O středohornoněmecké mluvě spisovné (Věstník Král. čes. spol. nauk, tř. hist.-fil. 1906, č. IX, stran 101), kde se neuznává existence středohornoněmecké mluvy spisovné. Podle Krejčího „se jevila tendence k jednotné mluvě spisovné dospěti.“ Článek Zapomenutá kapitola . . . si všímá hlavně a především kritických vývodů Krejčího, namířených mimo jiné proti metodě a názorům C. v. Krause (Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache 1899) a G. Roetha (Die Reimvorreden des Sachsenspiegels 1899). Uvedené dvě knihy vyvolaly svého času sensaci: dokazovalo se v nich, že básník Heinrich von Veldeke (kolem r. 1180) a právník Eike von Repgow (asi 1180—1233) brali, pokud jde o jazyk, vědomě a záměrně ohled na publikum hornoněmecké. Nápadnou měrou se prý vyhýbali zvláštěm limburského, resp. dolnoněmeckého nářečí, kterým by nebyl hornoněmecký čtenář rozuměl. Tvrzení a důkazy obou vedoucích vědců byly pak v germanistice všeobecně uznávány a věřilo se jim bez výhrady až do nedávna. Jedině Krejčí se postavil proti těmto autoritám a s poukazem na vratkost jejich argumentace, odvolává se na usus a na praxi soudobých básníků, zamítl co nejrozhodněji jejich nové učení. Spisu, který byl psán česky, si nevšimla německá filologie, ale ani tehdejší zástupci české germanistiky neuznali za vhodné věnovat mu náležitou pozornost. Nelibě nesli, že český germanista, málo známý mimo hranice své vlasti, má odvahy napadnout dva vynikající německé vědce, kteří udávali tón. Později se častěji opakovalo, že zájezd Jana Krejčího do mluvnické středohornoněmecké mluvy selhal. Tím byla celá záležitost pohřbena.

Nyní si těchto problémů všimli tři vědci v NDR. V plné šíři a hloubce se zabrali do studia jazyka a básnického slohu Veldekova: jeden z nejproslulejších germanistů naší doby, lipský profesor a prezident Saské Akademie věd Theodor Frings a jeho spolupracovnice Gabriele Schiebová. Vycházejíce z podnětné knihy Krausovy a krok za krokem probírajíce jeho argumenty (o jejich četných a obsáhlých pracích viz po-

známky) ukazují nezvratně a přesvědčivě, že jazykový materiál v souvislosti s ostatními památkami té doby nijak nenasvědčuje tomu, že by se byl Veldeke ve svém jazyce řídil nějakými ohledy na hornoněmecké publikum a jeho jazyk. Rovněž profesor hallské university, germanista Karl Bischoff, dospěl na základě rozboru jazyka, hlavně slovní zásoby Eikeho v. Repgow k naprostému zamítnutí Roethových tvrzení. Ukazuje se tedy, že, i když Krejčí svou metodou a svými jazykovými doklady — podle tehdejšího stavu bádání — nemohl dospěti k definitivnímu řešení, jeho kritika, nespokojenost a zejména jeho „břitká polemika s Roethem a s Krausem“ (jak se o tom vyslovil prof. Ant. Beer na slavnostní schůzi pořádané fil. fakultou v Brně na počest šedesátých narozenin prof. Jana Krejčího 14. prosince 1928) byly zcela oprávněny.

Je české germanistice ke cti, že se této neprávem přezírané a opomíjené práci dostává — byť i nepřímo, neboť nikdo z německých vědců práci Krejčího neznal a nečetl — po tak dlouhé době rehabilitace. Úkolem tohoto článku bylo zdůraznit její význam v dějinách české germanistiky. Jeho autor pokládá za svou povinnost, aby uvedeným vědcům z NDR poděkoval za poskytnutí některých důležitých a těžko přístupných pomůcek.